



Gundula Scharf

Mutti, erzähl doch mal...

Lebendige Erinnerungen

Ich widme dieses Buch meiner Familie

Inhalt:

Prolog

Vorwort

1. Kindheitseindrücke
2. Schulzeiterinnerungen
3. Weichenstellungen
4. Entscheidende Jahre

Nachwort und Dank

Irgendwann
zeigt sich wieder
ein Licht am Horizont,
werden Konturen sichtbar
von Bäumen und Gräsern,
von Hoffnung und Zuversicht.
Mit geweiteten Armen
wartet der neue Tag
auf dich ...

Christa Spilling-Nöker

Vorwort

Für meine Enkelkinder
Ella, Dora, Caspar, Bertha und Anton,
Henrike und Madita,
Bruno und Wilhelm

Das neue Jahr 2014 ist schon ganze 3 Tage alt und ich habe beschlossen, euch die Erinnerungen meines Lebens aufzuschreiben - mal sehen, ob ich das schaffe!

Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass man sich irgendwann in seinem Leben fragt, wie das Leben eigentlich damals war, als Oma und Opa jung waren.

Aber meistens stellt man sich die Frage erst, wenn Oma und Opa selbst nicht mehr erzählen können, weil sie ihr Leben bereits vollendet haben.

Und das ist schade, dass man sie nicht mehr fragen kann!

Deshalb fange ich heute an zu schreiben und ich bin selbst gespannt, was da wohl alles wieder lebendig wird an lustigen, fröhlichen aber auch schweren und traurigen Erinnerungen ...

Das Leben besteht eben aus zwei Seiten: Licht und Schatten - aber beides gehört zusammen.

Also - lasst euch überraschen!

Eure Oma Gundula
Burg Stargard, 03.01.2014

1.Kapitel

1945 - 1953

Kindheitseindrücke

Der schlimme 2.Weltkrieg war am 8.Mai 1945 beendet.

Meine Eltern Bruno und Paula Hohmann hatten nach ihrer langen und beschwerlichen Flucht aus Ostpreußen ein Zimmer auf einem Bauernhof in Groß Hundorf (Mecklenburg) zugewiesen bekommen - zusammen mit meinen Großeltern Hugo und Elisabeth Moschall, den Eltern meiner Mutter. Am 2. Februar 1945 mussten sie vor den heranrückenden Russen ihre Heimat für immer verlassen. Im extremen Winter wurde bei eisiger Kälte und Schnee das Nötigste zum Überleben eingepackt und auf dem Pferdeschlitten verstaut. Meine Mutter hatte meine Schwester Christa auf dem Arm, sie war zu der Zeit 1/2 Jahr alt. Über das zugefrorene Frische Haff versuchten die Flüchtlinge damals in Richtung Westen zu entkommen. Dabei wurden sie von russischen Tieffliegern bombadiert, viele Fahrzeuge versanken mit Menschen und Tieren in der Ostsee.

Die Siegermächte Amerika, England, Frankreich und Russland hatten inzwischen Deutschland in vier Besatzungszonen aufgeteilt und meine Eltern befanden sich bei ihrer Ankunft in Groß Hundorf anfangs in der amerikanischen Zone. Auf keinen Fall wollten sie in der SBZ (sowjetisch besetzten Zone) weiter leben.

Meine Familie kam mit dem Leben nur knapp davon, meine kleine Schwester starb aber am 21.Februar 1945 an Unterkühlung und Lungenentzündung. In Stolp (Pommern) wurde sie beerdigt. Meine Eltern konnten damals noch den letzten Kindersarg für sie bekommen, danach wurden

Bestattungen nur noch in Massengräbern vorgenommen. Auf der weiteren Flucht verloren meine Eltern dann noch ihr letztes Hab und Gut an die Polen, die die Flüchtlinge ausplünderten. Traumatisiert und verstört erreichten sie den kleinen Ort Groß Hundorf, etwa 30 km von Lübeck entfernt.

Nur kurze Zeit später einigten sich Amerika und Russland auf eine Verschiebung der territorialen Grenze, so dass sich die SBZ nun bis zur Elbe erstreckte. Daraufhin wollte sich mein Vater unbedingt nochmals auf den Weg machen und in Richtung Hamburg weiterziehen. Meinen Großeltern fehlte dazu aber die Kraft und meine Mutter wollte ihre Eltern nicht allein in Groß Hundorf zurück lassen. Diese Entscheidung führte im späteren Zusammenleben besonders zwischen meinem Vater und meiner Großmutter zu einer ständigen diffusen inneren gegenseitigen Ablehnung, die ich als Heranwachsende wohl spürte, unter ihr auch sehr litt, mir aber damals nicht erklären konnte. Denn über diese schlimme Zeit der Kriegs- und Nachkriegsjahre wurde später nie gesprochen, es war ein Tabuthema und hatte schwere gesundheitliche und auch seelische Folgen bei meinen Eltern und Großeltern.

Den einheimischen Bauern kamen die zerlumpten und verlausten Flüchtlinge wie schlimme Landstreicher vor. Sie selbst hatten in Mecklenburg keine Vertreibung und Not erlebt. Und diese Zwangseinweisung von Flüchtlingen bedeutete nicht nur eine Ruhestörung, sondern eine gravierende und langandauernde Umstellung ihrer bisherigen Lebensverhältnisse. Und im darauffolgenden Jahr wurde ich auch noch geboren - am 22. April 1946 - ein Ostermontag, dem letztmöglichen Ostertermin.

Ich bin also sozusagen ein „Sonntagskind!“

Mein Vater erzählte mir später, dass er auf Holzpantoffeln 30 km weit gelaufen ist um für mich Milch zu erbetteln, obwohl der Bauer mehrere Kühe in seinem Stall besaß.

Meine Mutter konnte mich nicht ausreichend stillen – sie war durch die Flucht und den Hunger völlig entkräftet.

Mit 2 Jahren bekam ich eine doppelseitige Lungenentzündung und war 9 Tage ohne Bewusstsein. Es gab damals kein Antibiotikum, kein Penicillin. Der Arzt sagte meiner Mutter, dass ich nach 9 Tagen entweder die Augen öffne und weiterleben werde, oder ich werde es nicht schaffen und aus diesem Leben gehen. Und wie ihr seht, hatte ich mich doch für dieses Leben entschieden. Ich glaube schon, dass mich Gott selbst entscheiden ließ, auf welche Seite des Lebens ich wohl gehen wollte ... Und ich war ja schon immer neugierig!

Als ich dann anfang zu laufen, kullerte ich die steile Treppe vor unserem Zimmer herunter – und plumpste in den Kinderwagen, der „zufällig“ unten an der Treppe stand – das war das zweite Mal, das ich mit dem Leben davon kam ...

Als ich heranwuchs, besserte sich das Verhältnis zwischen der Familie Schaper und meinen Eltern zusehends. Mein Vater arbeitete nun auf dem Hof mit und bekam als Entgelt die notwendigsten Lebensmittel, um unsere Familie einigermaßen ernähren zu können. Das Bauernehepaar Schaper konnte lange nicht glauben, dass meine Eltern in Ostpreußen einen Hof und eine gut geführte Landwirtschaft besaßen, ca.80 ha groß. Aber bald tauschten beide Landwirte ihre Erfahrungen untereinander aus.

Zwischen Tante Grete, Onkel Ernst und mir entstand bald ein inniges Verhältnis. Ich mochte sie sehr gerne -gab es doch so viel Schönes zu entdecken auf einem Bauernhof: Ein Hühnerstall mit einem stolzen Hahn, Gänse, vor deren Zischen mir angst und bange wurde, einen Dackel mit kurzen, krummen Beinchen, eine schnurrende Katze, die sich von mir gern streicheln ließ und die Kühe im Stall, die meine Mutter abends gemeinsam mit der Bäuerin melkte. Natürlich mit der Hand – an Melkmaschinen dachte damals noch niemand.

In der Küche hatte Tante Grete immer etwas Gutes für mich zum Naschen und im Stall gab es Pferde, die ich besonders gern hatte.

Ein kleines Pferd, ein zugelaufenes Zirkuspony, hatte es mir besonders angetan. Mein Vater durfte mich darauf setzen und ich lernte schon fast reiten, bevor ich richtig laufen konnte ...

Im Frühling wurden die Kühe auf die Koppeln gebracht und mein Vater hütete sie. Ich durfte oft mit gehen, aber wenn ich keine Lust mehr zum Laufen hatte, bettelte ich einfach: „Papa, uppa!“ Und mein Vater verstand: er nahm mich auf die Schulter und ab ging die Post...

Als ich 4 Jahre alt war, wurde es für mich ganz spannend: ich erfuhr, dass ich ein Geschwisterchen bekommen sollte. Allerdings war es damals eine geheimnisvolle Sache! Und wie ich von meinen älteren Spielkameraden erfuhr, konnte ich mir bei unserem Storch im Dorf bestellen, was ich mir wohl wünsche: einen Bruder oder eine Schwester. Falls ich mir einen Bruder wünschte, sollte ich mich vor der großen Scheune hinstellen und zum Storch hinauf rufen: „Guter Storch, du Luder, bring mir einen Bruder!“ Und bei einer Schwester: „Lieber Storch, du bester, bring mir eine Schwester!“

Ich wollte nun natürlich gerne eine Schwester für mich zum Spielen haben und rief ganz brav mehrere Male den richtigen Satz. Allerdings: nur ein einziges Mal hatte ich mich doch versungen und was passierte? - Ich bekam einen Bruder ...

Ich weiß noch wie stolz ich war, als meine Eltern mich fragten, wie mein Bruder denn heißen sollte. Ich sagte „HORST“. Mein Vater wollte ihn eigentlich „Herbert“ nennen, aber „Horst“ fand ich besser. Und dieser Wunsch wurde mir doch tatsächlich erfüllt!

Zu der Zeit bekamen wir eines Tages das erste Westpaket von unseren Verwandten. Und für mich war ein besonderes Geschenk darin: ein wunderschöner roter Luftballon! Ich war

ganz stolz darauf und erzählte das auch meinem kleinen Freund Frank. Nach ein paar Tagen fragte er mich, ob er wohl mal meinen neuen Bruder sehen könnte. Stolz nahm ich ihn mit zu meinen Eltern in das Zimmer. Mein Bruder schlief selig und rosig in seinem Körbchen, Frank sah hinein und fragte: „Gundula, ist das dein neuer roter Luftballon?“

...

Tante Grete und Onkel Ernst hatten 3 Kinder, zwei Töchter und einen Sohn. Eine Bauernhochzeit sollte demnächst stattfinden, denn die älteste Tochter Anneline wollte heiraten. Was war das für eine Spannung und Aufregung im ganzen Haus! Es wurde gekocht, gebacken und zuletzt große Girlanden aus Tannenzweigen gebunden. Und dann hieß es plötzlich: „Gundula, du musst bei der Hochzeit dem Brautpaar ein Gedicht aufsagen!“ Also: üben, üben und nochmals üben - es sollte ja nichts schief gehen ...

Dann war es endlich so weit: die große Bauernstube war nicht wieder zu erkennen - lauter neue Gesichter für mich! Und dann, nach dem Kaffee trinken, bekam ich einen niegel Nagel neuen Nachttopf in die Hand gedrückt, mit einer dicken Bockwurst darin. Ich stellte mich tapfer vor das Brautpaar und sagte:

„Ich bin der kleine Hinkelhopf und schenk der Braut den Pinkeltopf.“

Darüber braucht ihr gar nicht lachen, da könnt ihr beide was rein machen!“

Lange Zeit konnte ich nicht begreifen, warum alle damals so laut lachten - lachten sie mich etwa aus? Ich hatte doch alles richtig gemacht und nichts vergessen...

Mit ungefähr 5 Jahren erlebte ich etwas, was ich damals überhaupt nicht verstehen und begreifen konnte und meine kleine Kinderseele so verwundete, dass ich bald darauf zu stottern begann und diese Sprachstörung sich erst nach

vielen Jahren langsam legte. Eine therapeutische Hilfe gab es damals nicht. Was war passiert?

Es war im Sommer und ich spielte mit meinen Freundinnen am Rand des Dorfes in einer Hecke, wir banden uns aus Gänseblümchen einen Blütenkranz für unseren Kopf. Plötzlich wurde ich dringend von meiner Mutter gerufen und sollte sofort nach Haus kommen. Dort gingen meine Eltern mit mir zusammen in die große Scheune unseres Bauern. In der leeren Scheune hatten sich viele Eltern mit ihren Kindern versammelt. Es war ganz still in der Scheune. Die Leute standen im großen Kreis um Frau Machatsch, die in der einen Hand ihren Sohn Ernst hielt und in der anderen Hand eine Forke.

Frau Machatsch war eine alleinstehende Flüchtlingsfrau die den ganzen Tag bei fremden Bauern arbeitete, um ihren Sohn Ernst und sich ernähren zu können. Ernst war genau so alt wie ich und war ein stiller Junge, der meistens allein spielte.

Plötzlich schrie Frau Machatsch laut: „Und wer hat das noch gesehen?“ Einige Erwachsene antworteten - und darauf schlug Frau Machatsch immer wieder mit dem langen Forkenstiel auf ihren Sohn ein, der schon am Boden lag und noch noch schrie. Ich war geschockt und musste mit ansehen, wie Ernst von seiner Mutter fürchterlich verprügelt wurde.

Abends zu Hause - ich sehe noch meine Mutter am Herd, wie sie Milchsuppe kochte - nahm mich mein Vater auf den Schoß und fragte mich, ob Ernst mich angefasst hätte. Ich verstand gar nicht, was er damit meinte. Natürlich hatte ich auch mit Ernst gespielt und wir hatten uns dabei mal angefasst. Aber nicht im Genitalbereich - nur das wiederum konnte mein Vater nicht richtig formulieren - es war ein Tabuthema in der damaligen Zeit ... Erst viele Jahre später erfuhr ich den Grund für das Verhalten von Frau Machatsch: laut einiger Dorfbewohner sollte Ernst sich angeblich

unsittlich gegenüber anderen Kindern verhalten haben – was niemals bewiesen wurde.

Und Ernst fing daraufhin an zu stottern, die meisten Kinder mieden ihn und wollten nicht mehr mit ihm spielen und Ernst blieb ein gemiedener Außenseiter. Ich hatte dann Mitleid mit ihm und wollte gern, dass er wieder gut sprechen würde. Also sagte ich zu ihm: „Ernst, du musst nicht mehr so-so-so- stottern, sondern ganz-ganz-ganz- la-la-langsam reden!“

Und kurze Zeit darauf begann dann auch mein Stottern. Allerdings nur dann, wenn ich etwas zu Erwachsenen sagen sollte, die mir nicht sehr vertraut waren. Innerhalb meiner Familie stotterte ich nicht ..

Meine Eltern bekamen kurz nach der Geburt meines Bruders endlich eine kleine Dachkammer als eigenes Schlafzimmer zugewiesen. Nun war das erste Zimmer gleichzeitig Küche und Wohnzimmer, sowie Schlafzimmer für meine Großeltern.

Eines Tages nahm mich meine Mutter mit in ihr Schlafzimmer. Über dem Ehebett hing ein Holzkreuz mit der Jesusfigur und ein Marienbild. Und meine Mutter sagte zu mir: „Kind, hör mir gut zu und vergiss das nicht: eines Tages werden Mutti und Papa sterben, aber du wirst nie allein sein. Du hast dann aber einen Papa im Himmel und eine Mutter Maria. Sie sind immer bei dir.“ Ich nickte und mir war klar, dass das stimmt. Und damit lief ich dann wieder zum spielen nach draußen... Warum mir das damals meine Mutter sagte, weiß ich allerdings nicht.

Auf dem Hof gab es neben der Waschküche das Herzhäuschen, auch „Plumsklo“ genannt, die einzige Toilette. Unter dem Holzfußboden befand sich eine tiefe Grube, die in größeren Abständen geleert wurde... Gevierteltes Zeitungspapier war das Toilettenpapier. Dieses Herzhäuschen wurde zu meinem beliebten Rückzugsort,

wenn ich Kummer hatte oder bockig war und erst mal mit mir alleine ins Reine kommen musste. Dann saß ich da und hielt fest in meiner Hand den Türverschluss: ein Drahtseil, das am oberen Türpfosten über ein Rolle verlief und mit einem runden Eisengriff endete. Und diesen Griff ließ ich selbst dann nicht los, auch wenn so nach und nach immer wieder jemand draußen versuchte, die Tür zu öffnen und vor sich hin brummelte: „Ja, wie lange dauert das denn noch?!“

Ganz einfach: so lange, bis für mich die Welt wieder in Ordnung war!

Meine Oma liebte ich heiß und innig: sie war einerseits ziemlich streng und ernst, andererseits hatte sie auch den Schalk im Nacken sitzen, und ich spürte, wie sie mich ebenfalls sehr liebte. Also hatte ich zu ihr großes Vertrauen und ich wusste beizeiten, dass ich so manches über sie bei meiner Mutter erreichen konnte. Eines Tages – es war ein heißer Julitag – ging ich mit meiner Oma in den Wald um Himbeeren zu sammeln. Und ich wollte unbedingt etwas Bestimmtes erreichen, wozu ich die Hilfe von Oma brauchte. Also, was war passiert?

Im ganzen Dorf gab es seit ein paar Tagen nur ein Thema: den Tod von Ernst Knorr, eines 20-jährigen Dorfbewohners. Er war bei der Kasernierten Volkspolizei während einer Übung in der Ostsee ertrunken. Am Nachmittag sollte im Nachbardorf Kirch Grambow seine Beerdigung stattfinden – und ich wollte unbedingt dabei sein, weil ich merkte, dass bei den Erwachsenen so eine geheimnisvolle Aufregung vorhanden war. Und das galt es ja für mich herauszufinden. Allerdings wusste ich bereits, dass kleine Kinder nicht mitgenommen wurden zu solchen Anlässen.

Daher begann ich ganz diplomatisch: „Oma?“

„Ja, Kind was ist?“

„Weißt du, was ich gerne möchte?“

„Na, was denn?“

„Ich möchte heute mitkommen zur Beerdigung.“

„Nein Kind, du weißt doch, dass das Mutti nicht erlaubt, das geht nicht.“

„Aber wenn du mit Mutti redest, dann erlaubt sie es ja vielleicht doch - und ich möchte soooo gerne mit, bitte, bitte!“

Oma antwortete nichts darauf, aber ich sah es ihr an, dass sie es doch bei meiner Mutter versuchen würde - und es klappte. Ich durfte mit auf den Friedhof und war total gespannt, was ich da wohl erleben würde ...

Dort angekommen, sah ich lauter fremde Menschen, alle in schwarzer Kleidung. Und manche Frauen hatten einen schwarzen kurzen Schleier vor dem Gesicht. Und die Männer - viele trugen einen hohen schwarzen Zylinder. Ich kannte keinen von ihnen in dieser Kleidung, normalerweise hätte ich sie wohl erkannt, wenn ich sie in Kittelschürzen und Gummistiefeln angetroffen hätte ... Und dann lachten sie doch alle ganz laut - das dachte ich im ersten Moment - dabei weinten viele laut...

Und dann die vielen bunten Blumen auf einem kleinen Hügel (der Sarg war ganz bedeckt von Blumen) - so viele schöne Blumen auf einmal hatte ich ja noch nie gesehen! Ich war total begeistert...

Auf dem Nachhauseweg - an der Hand meiner Oma - fragte sie mich: „Na mein Kind, wie geht es dir?“ „Oma, weißt du was? Am liebsten würde ich bei jeder Beerdigung mit dabei sein!“

(Ohne zu ahnen, dass das später durch meinen Beruf tatsächlich oft der Fall war ...)

Das Leben auf dem Bauernhof ließ mich jeden Tag etwas Neues entdecken.

Am liebsten war ich im Stall bei den Pferden. Es roch so gut nach Heu und Stroh und wenn die Pferde gefüttert wurden, prusteten sie mit ihren Nüstern im Hafer in der Krippe und schnaubten vor Vergnügen. Wenn mein Vater, der mich und die Pferde miteinander vertraut gemacht

hatte, mich dann auf eines setzte, war das für mich der schönste Moment ...

Aber einmal fürchtete ich mich aber doch etwas: ich beobachtete ein Pferd, wie es den Schwanz hob und seine „Pferdeäpfel“ herausfallen ließ. Dabei ging der After auf und zu und ich hielt das für ein riesengroßes und für mich bedrohliches neues, rotes Auge ...

Die schönste Zeit blieb aber doch das Frühjahr, wenn die Kühe aus dem Stall und auf die Koppeln zum Weiden gebracht wurden. Nun brauchte mich mein Vater auch nicht mehr huckepack zu tragen, sondern ich lief freiwillig gern mit. Was gab es da doch alles zu entdecken: ich lernte verschiedene Vogelarten, Bäume, Sträucher und Pflanzen kennen, konnte die Frösche im Koppelteich beobachten und auch schon mal auf kleinere Bäume klettern ... Mitunter hörten wir aus dem nahen Wäldchen auch den Rehbock schreien. Mein Vater konnte diesen Ruf sehr gut nachahmen und ich lernte das irgendwann natürlich auch noch ...

Im Sommer ging es mit aufs Feld. Unser Bauer hatte damals u.a. auch ein Tabakfeld angelegt. Es war kurz vor der Ernte und aus den kleinen Tabakpflänzchen waren (aus meiner Kindersicht) riesige Bäume geworden. Und ich passte auch genau zwischen die Tabakreihen, und lief drauf los – es war eine ganz neue Entdeckung! Ich lief und lief – und fand nicht mehr heraus aus diesem Tabak-Urwald ...! Irgendjemand hörte mich dann wohl doch noch brüllen und errettete mich aus meiner misslichen Lage. Den Tabakgeruch habe ich aber noch heute in angenehmster Erinnerung.

Im Herbst begann zuerst die Kartoffelernte. Der Bauer spannte zwei Pferde vor die Kartoffelrodemaschine und Reihe für Reihe wurden die Kartoffeln aus der Erde geschleudert. Alle verfügbaren Frauen und die größeren Kinder mussten dann die Kartoffeln schnell in Körben aufsammeln. Kaum hatten sie das geschafft, waren die Pferde mit der Rodemaschine schon wieder da, und die

nächsten Kartoffeln flogen in hohem Bogen durch die Luft ... Und so ging es weiter bis zur heiß ersehnten Kaffeepause, wo dann endlich die Bauersfrau mit Malzkaffee (Muckefuck) und selbst gebackenem Streuselkuchen auftauchte. Wie hat das geschmeckt - trotz sandiger Hände und einem Knirschen davon im Mund! Die Kartoffelsammler hatten sich aber im wahrsten Sinn des Wortes auch krumm gearbeitet ... Für uns kleinere Kinder war es ein Spaß - wir „durften“ auch schon mithelfen, aber bald tobten wir nur so dabei herum.

Am späten Nachmittag wurde dann oftmals das trockene Kartoffelkraut haufenweise angezündet, einzelne große Kartoffeln wurden auf einen langen Stock gespießt und am Feuer geröstet. Diesen angenehmen erdigen Feuergeruch vermisse ich noch heute ... Der Kartoffelernte folgte alsbald die Zuckerrübenernte. Meistens war es dann schon nasskalt und der Winter kam in Sicht. Aus den Zuckerrüben wurde dann Sirup (Rübenkraut) gekocht. Und zwar im großen Waschkessel in der Waschküche. Dort stand die Bauersfrau stundenlang mit einem riesigen Holzlöffel und rührte die Masse so lange (sie durfte ja nicht anbrennen), bis daraus endlich die braunschwarze Sirup Masse fertig war. Immer wieder lief ich dann zu Tante Grete und fragte, ob ich mal naschen dürfte.

Und ganz vorsichtig steckte ich dann meine kleinen Finger am Rand des Waschkessels in diese köstliche Masse - es war himmlisch!

Neben dem Stall gab es einen großen Misthaufen an einer Hanglage. Im Winter war dann sehr schnell die Gülle gefroren und das war dann unsere erste Schlitterbahn. Viel besser war es aber doch, wenn nach tagelangem Dauerfrost unser großer Wedendorfer See zugefroren war. Der See war nur fünf Minuten von unserem Haus entfernt und am Sonntag Nachmittag trafen sich alt und jung auf dem See zum Schlittschuhlaufen und auch zum Hechte-Dröhnen. Voraussetzung dafür war aber Spiegeleis ohne Schnee.

Dann brachten die Männer Beile oder Äxte mit und warteten auf einen kapitalen Hecht, der gut unter dem Eis zu erkennen war. Sie schlugen blitzschnell zu, der Fisch wurde betäubt, das Eis wurde aufgeschlagen und die nächste Fischmahlzeit war gesichert! Allerdings mussten die Schlittschuhläufer gut auf die Eislöcher achten, damit sie nicht selbst einbrachen ...

Mittlerweile war ich sechs Jahre alt geworden und am 1. September 1952 sollte ich zum ersten Mal in die Schule gehen. Ich erhielt einen Schulranzen mit einem Federkasten¹, in dem sich der Griffel² für die Schiefertafel befand. An der Schreibtafel war ein Schwamm befestigt, der lustig aus dem Ranzen heraus baumelte. So eine Schreibtafel für uns Erstklässler war sehr praktisch – wir konnten ruckzuck alles wegwischen, wenn die ersten Schreibversuche misslangen. Und ich bekam auch schon tatsächlich eine Schultüte, die allerdings meine Mutter tragen musste, weil der Fußweg zur Schule um unseren großen See herumführte und ungefähr eine gute halbe Stunde lang dauerte.

Die Schule befand sich in Wedendorf auf der gegenüberliegenden Seite unseres Dorfes in einem Schloss. Der ehemalige Gutsbesitzer des Schlosses, Graf Bernsdorff, war zum Kriegsende mit seiner Familie in den Westen geflüchtet. Die vielen großen und kleinen Räume des Schlosses wurden nun zu Klassenräumen umfunktioniert. Insgesamt gab es 99 Räume! Im großen Eingangsbereich waren die Klassen 1-4 und die Aula, der ehemalige Festsaal, untergebracht. Im ersten Stock gab es die Klassen 5-8 sowie die Wohnung unseres Direktors. Im dritten Stock befanden sich in den ehemaligen Dienstbotenkammern die Zimmer der Lehrerinnen. Das gewölbte Kellergeschoss hatte viele dunkle Gänge, durch die wir dann später in der großen Pause zu gerne tobten – was natürlich verboten war ...

Meine Klassenlehrerin war schon eine „ältere“ Dame - ungefähr 40 Jahre alt. Sie hieß Frau Emilie Pfeiffer und ich mochte sie sehr - und sie mich wohl auch. Denn bereits in der 2.Klasse beauftragte sie mich doch tatsächlich vor Beginn der Stunde die Fingernägel meiner Klassenkameraden auf Sauberkeit hin zu kontrollieren ...

Aber zurück zu meinem ersten Schultag. Ich lernte nun zum ersten Mal meine zukünftigen Klassenkameraden kennen. Unsere Lehrerin führte uns in unser Klassenzimmer und wir Schüler nahmen auf den Schulbänken Platz. Die Mutter stand neben uns und wir waren trotz aller Aufregung voll freudiger Erwartung! Endlich erhielt ich nun mein erstes Lesebuch, die Fibel, auf die ich schon ganz gespannt war ...

Auf dem Nachhauseweg fragte ich meine Mutter: „Mutti, wenn ich in die 2.Klasse komme, bekomme ich dann doch wieder eine Schultüte - stimmt doch - oder?“ Und ich fand das höchst ungerecht und unverständlich, als meine Mutter das verneinte ... Am liebsten wäre ich in dem Moment überhaupt nicht mehr zur Schule gegangen! Aber es half nun mal nichts.

Von nun an galt es pünktlich um 8.00 Uhr in der Schulbank zu sitzen. Und ich betrachtete interessiert unser Klassenzimmer: eine große Schultafel, unsere Schulbänke mit eingebautem Tintenfass und - ein riesengroßes Stalinbild. Den Mann hatte ich ja bisher noch nie gesehen! Er hatte einen „Schnauzbart“ und schaute streng auf uns herab ... Aber bald erklärte uns unsere Lehrerin, was für ein großartiger, mutiger und starker Mann das wäre. Wir erfuhren auch, dass er ein großer Held und Führer in der Sowjetunion ist und wir später einmal auch so mutig, tapfer und stark wie er werden sollten. Er wurde unser großes Vorbild! Und er blieb es auch noch für ein ganzes langes Schuljahr bis zum März 1953.

Ich war in der 2.Klasse und wunderte mich eines Tages, dass unser großer Stalin nicht mehr an der Wand hing. Warum nicht? Er war und blieb verschwunden und kein

Lehrer erzählte uns mehr solche tollen aufregenden Geschichten von ihm ... Das verstanden wir alle nicht! Bei den Erwachsenen kursierte damals ein kleines Gedicht über den Genossen Stalin:

„Hände falten. Kopf senken. Zehn Minuten an Stalin denken.

Morgens kein Brot, abends kein Licht.

Stalin, dich vergessen wir nicht.“

Aber wir Kinder vergaßen recht schnell damals den großen Führer der Sowjetunion, sollten aber bald darauf den noch großartigeren Führer der Sowjetunion kennen lernen - Wladimir Iljitsch Lenin.

Und dann passierte noch etwas in diesem Schuljahr, das mich damals allerdings traurig machte. Unsere Hauptfächer hießen damals Schreiben, Lesen und Rechnen. In einer „Schreibstunde“ rief mich Frau Pfeiffer an die Lehrertafel und diktierte mir folgenden Satz, den ich mit Kreide groß und deutlich für alle aufschreiben sollte:

„GUNDULA IST EINE LESERATTE.“

Sie lobte mich, dass ich es fehlerfrei geschrieben hätte - und ich bekam einen roten Kopf, mochte meine Mitschüler nicht ansehen und schlich auf meinen Platz zurück. Am liebsten hätte ich geheult, aber das verkniff ich mir gerade noch so ...

Zu Hause rannte ich zu meiner Mutter und sagte wütend: „Mutti, ich bin doch keine Ratte!!!“ Und dann hatte meine Mutter ihre liebe Not damit, mir dieses Wort zu erklären ...

Eines Tages, es war auch noch in der 2. Klasse, und ich wollte zu meinen Spielkameraden am Nachmittag auf Hackers Hof. Dabei musste ich an unserem Misthaufen vorbei gehen. In der Nähe befand sich ein großer Stein und wer saß darauf? Ecki (Eckhard) Wenzel. Meine heimliche erste große Liebe ...

Er war bereits 11 Jahre alt und wohnte mit seiner Mutter und seinen älteren Geschwistern im Waldhaus am See. Sein Vater war nicht mehr aus dem Krieg zurück gekommen. Ecki war der Anführer unserer großen Kinderschar im Dorf und ich hatte mich doch schon total in ihn verguckt ...

Als ich ihn auf dem Stein sitzen sah, rutschte mir vor Angst das Herz in die Hose - ich ahnte, was nun kommen würde!

Am Tag zuvor hatte mich Eckis Freund, Peter, gefragt, ob ich nicht auch schon einen Freund hätte. Zu der Zeit hatte ich bisher wohl immer die Wahrheit gesagt, wenn mich jemand nach etwas bestimmtem fragte - lügen konnte ich noch nicht. Und nun saß ich in der Klemme. Und Peter bohrte so lange, bis ich endlich leise mit der Wahrheit herausrückte: Ja, Ecki ist mein Freund ... Ich sehe ihn noch grinsen und wusste im gleichen Moment, dass er das doch Ecki verraten würde ...

Es kam wie es kommen musste: Der große Ecki stellte mich zur Rede und schimpfte mich aus, was mir wohl einfallen würde, so was zu behaupten!!! Ich wäre am liebsten vor Scham in den Boden versunken - was konnte ich denn dafür, dass mich die große Liebe bereits so früh treffen würde ...

Aber schon bald darauf wurde diese „peinliche Angelegenheit“ durch ein neues, hoch interessantes Erlebnis verdrängt: Meine Eltern konnten endlich nach langer Zeit unsere Verwandten in Neetzka besuchen! Onkel Franz - der Bruder meiner Oma - hatte uns zu Besuch eingeladen. Eine lange Bahnreise erwartete uns, etwa 250 km mit dem „Bummelzug“. In Neubrandenburg hatten wir einen längeren Aufenthalt und ich kann mich erinnern, dass wir auf dem Bahnhofsvorplatz standen und ich zum ersten Mal zerbrochene Häuser und Ruinen sah. Ich war wohl schon in der 2.Klasse, denn ich konnte gut die Aufschrift „Haus des Handwerks“ an dem Gebäude lesen, das sich gegenüber des Bahnhofsgebäudes befand.

In Neetzka angekommen, erwartete uns noch ein langer Fußmarsch von 3 km, bis wir Schonemeiers Hof erreichten, wo unsere Verwandten mit 5 Personen am Ende ihrer Flucht zwei Dachkammern bewohnten. Und nun noch wir drei dazu! Aber es ging alles. Tante Auguste war eine sehr liebe, herzliche Frau und es war dort sehr schön für mich.

Eines Tages fragte mich ihre große Tochter Hildegard, ob ich nicht zum Religionsunterricht nach Alt Käbelich mitkommen möchte. Selbstverständlich wollte ich mit. Querfeldein marschierten wir dort hin. Hildegard klopfte an eine Haustür und schob mich in einen langen dunklen Raum, es war wohl die Küche. Dort stand ein freundlicher jüngerer Mann, der mich anlächelte und zu mir sagte: „Was für ein kleines Hühnchen haben wir denn da?“ Ich war empört! „Kleines Hühnchen“ hat der doch gesagt - und sonst sagten die Erwachsenen immer zu mir: „Ach, was ist die Gundula doch schon groß!“ Dieser „komische“ Mann war der damalige Kaplan Franz Lorz, der viele Jahre danach mein erster Chef werden sollte, und wir beide konnten uns später auch genau an diesen Moment erinnern.

In diesem Zeitraum gab es noch eine aufregendere Reise für mich und mein geliebtes „Omchen“, wie ich meine Oma gern nannte. Wir reisten mit dem Zug nach Westberlin, um Omas Nichte zu besuchen.

Westberlin wurde von den drei westlichen Siegermächten verwaltet und war damit eine „schwarze“ Insel in der SBZ, der sowjetisch besetzten Zone, die inzwischen von ihrer Regierung „Deutsche Demokratische Republik“ (DDR) genannt wurde.

Omas Bruder, Onkel Franz, hatte noch eine Tochter Frieda. Sie lebte in Westberlin im Stadtteil Hermsdorf bei den Dominikanerinnen als Ordensschwester. Als junge Frau war sie auf der Flucht von Ostpreußen von den Russen verschleppt und nach Sibirien in ein Gefangenenlager gebracht worden. Unter den unmenschlichen Bedingungen dort hatte sie Gott ein Gelöbnis gemacht: wenn ich diese

Hölle überlebe und nach Deutschland zurückkehre, will ich Ordensschwester werden.

Unsere Zugreise verlief ganz unspektakulär bis zum DDR-Grenzkontrollpunkt Schönfließ in der Nähe Oranienburgs. Dort wurden die Reisenden in Richtung Westberlin einer strengen Ausweiskontrolle durch deutsche und russische Kontrollposten unterzogen. Als der Zug hielt, wurde es ganz still in unserem Abteil. Ich spürte die Anspannung der Erwachsenen und meiner Oma und drückte mich ängstlich an sie. Dann wurde sie nach den Ausweispapieren gefragt – und wir beide mussten aussteigen. Die Soldaten brachten uns in eine Kontrollbaracke. Ich spürte, wie meine Oma immer aufgeregter wurde und fing deshalb an zu weinen. Ein Deutscher schrie mich daraufhin an: „Hörst du endlich auf zu heulen, oder glaubst du, wir fressen dich auf!?“ Umso lauter heulte ich natürlich! Daraufhin nahm mich ein Russe auf seinen Schoß und tröstete mich mit ruhigen Worten in seiner Sprache.

Was war passiert?

Meine Oma hatte den Ausweis meiner Mutter sicherheitshalber mitgenommen um nachweisen zu können, dass ich auch wirklich erst sieben Jahre alt war. Weil ich für mein Alter schon ziemlich groß war, glaubte man das mitunter nicht. Die Mitnahme eines fremden Dokumentes wurde aber als Devisenschmuggel o.ä. angesehen und entsprechend geahndet oder auch bestraft. Nun erfolgte stundenlanges Befragen und Telefonieren durch die Posten, bis wir endlich mit dem nächsten Zug weiter reisen durften. Unser Zug war längst weiter gefahren ... Glücklicherweise erwarteten uns aber doch die Verwandten bei unserer verspäteten Ankunft am Bahnsteig. Sie hatten sich schon gedacht, dass es zu irgendeiner Komplikation bei der Grenzkontrolle gekommen war. Nun kam der nächste „Schock“ für mich: ich sollte eine Rolltreppe besteigen – und hatte so ein Ding noch nie gesehen! Ich dachte, wenn ich darauf treten würde, würde mich das laufende Band

unweigerlich mit in die Ritze hineinziehen - es war schrecklich! Und dann die Großstadt - so ein Lärm, so viele Autos! Aber Gott sei Dank kamen wir bald im Kloster der Dominikanerinnen an und es wurde endlich ruhig um mich herum ... Auch bei meiner Oma legte sich die Aufregung und es gab so viel zu erzählen ...!

Am nächsten Tag gab es neue Überraschungen für mich. Auf der Straße trafen wir beim Spazieren gehen einen riesigen Bär, der mir doch tatsächlich die Hand gab und mich ansprach! Ja, was war das denn? Ein echter Berliner Bär!!! Und dann hielt meine Tante mit mir vor einem Haus, an dem sich ein kleiner bunter Kasten mit bunten Kugeln befand. Meine Tante steckte etwas Geld in diesen Kasten, drehte an der Kurbel, und heraus kamen mehrere *Murmeln*. Eine davon sollte ich in den Mund stecken - ich kannte diese Art von Murmeln eigentlich nur vom Spielen zu Hause mit meinen Spielkameraden. Aber die steckten wir doch nicht in den Mund! Folgsam tat ich das, was meine Tante erwartete. Und sie schmeckten wie Bonbons. Aber sie ließen sich nicht zerbeißen, und deshalb schluckte ich die Dinger herunter.

„Nein, die musst du kauen, das sind Kaugummis“, klärte mich meine Tante auf. Aber irgendwann schmeckten sie nicht mehr süß, sondern man kaute und kaute - das war ja schrecklich, und ich spuckte sie deshalb aus. Bis heute mag ich keine Kaugummis. Abends unterhielten sich die Erwachsenen und ich hörte zu. Plötzlich war die Rede davon, dass eine Ordensschwester gestorben sei und in der Kapelle aufgebahrt wäre. Und schon fragte ich, ob ich sie wohl mal sehen könne. An der erschrockenen Reaktion der Erwachsenen spürte ich, dass es etwas Besonderes sein müsste. Meine Neugier war wieder erwacht! „Na gut“, sagte Tante Frieda zu mir, „wenn du morgen noch willst, können wir in die Kapelle zu der toten Schwester gehen.“ Und weil die Erwachsenen alle so „komisch“ taten, war es mir am nächsten Morgen doch etwas mulmig zumute... Aber kneifen wollte ich auf keinen Fall. Meine Tante nahm mich also an

die Hand und wir beide gingen in die Kapelle. Dort lag die tote Schwester ruhig in einer schönen großen *Kiste* - dem Sarg. Und ich fragte, ob ich sie mal anfassen dürfe. Ich durfte. „Oh, sie ist ja ganz kalt“, stellte ich fest. Und meine Tante sagte, dass das so ist, wenn man gestorben ist.

„Und außerdem schläft sie ja nur“, war meine Antwort darauf. Beängstigend war diese Begegnung in keiner Weise für mich. Aber warum nur verhielten sich die Erwachsenen so eigenartig? Das verstand ich nicht ...



Bauernhaus Schaper (1945)



Gundula (1948)



Sicher aus Mutters Arm ...



... und auf Papas